

Leseprobe aus Band 11 der edition*fünf*–

Alice Pung
Ungeschliffener Diamant

Roman

Aus dem Englischen von Marieke Heimbürger
Mit einem Nachwort von Olga Grjasnowa

edition*fünf*–

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe 2012

© 2012 edition *fünf*

Verlag Silke Weniger, Gräfelfing / Hamburg

herausgegeben von Karen Nölle und Christine Gräbe

im Vertrieb bei Edition Nautilus, Hamburg

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Übersetzung: Marieke Heimburger

Titel der australischen Originalausgabe: *Unpolished Gem*, erschienen 2006 bei Black Inc., einem Imprint von Schwartz Publishing. Unter demselben Titel erschien das Buch in Großbritannien 2008 bei Portobello Books Ltd.

© Alice Pung 2006

Gestaltung, Satz und Herstellung Kathleen Bernsdorf, Hamburg

Schriften ITC Charter, Trade Gothic

Druck und Bindung Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-942374-21-7

www.editionfuenf.de

*Für meine Familie, für diese Geschichte.
Und für Rebecca, die so gerne las.*

PROLOG

Diese Geschichte beginnt nicht auf einem Boot.

Sie beginnt in einem Vorort von Melbourne, Australien, auf einem Markt voll dicker Schweine und dünner Menschen. Die dicken Schweine hängen an Haken und warten darauf, in Einzelteile zerlegt zu werden, und die dünnen Menschen warten vor Glastheken darauf, die Einzelteile in Zeitungspapier gewickelt kaufen zu können. Wenn sie um den Preis für die Schweinepfoten feilschen, wird wild gefuchtelt und grimassiert, weil keiner hier gutt spleche die Englisch. »Wie Hühner beim Versuch, sich mit Enten zu unterhalten«, sagt meine Mutter dazu. Doch heute kann sie sich an dem Geschnatter über gute und schlechte Schweinepfoten nicht beteiligen, weil sie in einem weißen Krankenhauszimmer liegt und darauf wartet, dass ich zur Welt komme.

Deshalb steht nur mein Vater mitten in diesem Gewühl, und seine Schuhe sind klatschnass vom Wasser aus den riesigen Schläuchen, mit denen das Blut und die Fleischreste am Ende des Tages weggespitzt werden. Er schaut auf die Gitterroste hinunter und fragt sich, ob er wohl jemals wieder geronnenes Schweineblut kaufen wird. Er liebt den Geschmack, aber von Ah Ung, der in der ersten Zeit nach seiner Ankunft im Schlachthaus gearbeitet hat, weiß er, dass das Schweineblut in Eimern aufgefangen wird, die unter den aufgehängten Kadavern stehen. Und weil diese nicht ordentlich gewaschen werden, tropfen hin und wieder auch Urin und anderes ekliges Zeug mit hinein. Mein Vater denkt nicht zurück an Phnom Penh, wo er ständig

Hirnsuppe gegessen hat, bei Straßenverkäufern, die ihre Stände gegenüber von einem heruntergekommenen Laden hatten, vor dem sich ein obdachloser Leprakranker fast die Lunge aus dem Hals hustete. Er blickt auf und zeigt mit dem Finger auf die hellrosa und roten Gliedmaßen hinter der Glasscheibe. Mit der anderen Hand hält er zwei Finger hoch.

In diesem Vorort sind Wörter wie *und*, *bei* und *von* überflüssig und vollständige Sätze entbehrlich. »Zwei Kilo das. Da, sieben das.« Wenn Sie höflich fragen würden: »Könnten Sie mir bitte ein halbes Kilo von den Fingerbananen abwiegen?«, würde der Verkäufer Sie womöglich gar nicht verstehen. »Bitte ja? Banana? Wie viel, ha?« Kommunikation, begreift mein Vater, besteht nicht nur aus dem Hervorbringen von Lauten, sondern fast noch mehr aus Handbewegungen und Gesichtsverrenkungen. Wer am lautesten schreit, gewinnt, und normalerweise sind es Frauen, die am lautesten schreien. Mein Vater verliert gegen eine Frau mittleren Alters mit Spirelli-Locken, die mit drohendem Zeigefinger auf den Mann hinter der Theke losgeht, der genauso wenig Englisch kann wie sie, und ihm fast ein Auge aussticht, während sie ihm vorwirft, ihr borstige Schweinepfoten verkaufen zu wollen. »Warum du gibst mir die? Die nicht gut. Hier Borsten und hier und hier! Borsten überall! Die da besser. Wer du die geben, ha?« Mit einem Knall landet die Tüte voll blutiger Körperforsätze auf dem Tresen, und mein Vater weiß, dass es Zeit wird, zum Stand gegenüber zu enteilen, wenn er borstenfreien Schinken haben will.

Der Markt in Footscray ist vermutlich der lauteste und schmutzigste der ganzen westlichen Welt, obwohl die kaum etwas zählt, wenn rundherum alle Gesichter braun sind. Es ist

der einzige Markt, auf dem man eine ganze Mandarine schälen und essen kann, bevor man sich entschließt, ein Kilo davon zu kaufen; auf dem man in einer Mango herumstochern kann, um festzustellen, ob sie süß genug ist. Mein Vater zuckt nicht einmal mit der Wimper, als ein Mädchen sich mit einer Hand ein Auge zuhält, »Aaaaauu! Mein Auge!!!« schreit und dazu seinem kleinen Bruder eine nasse, geschälte Litschi vor die Nase hält. Er sieht zu, wie der Kleine im Kinderwagen anfängt zu weinen und die Mutter ein paar Weintrauben von einem Verkaufsstand pflückt, um dem Kind das Maul zu stopfen, während sie weiter drückt und stochert und völlig schamlos kostet. Sparsame Frauen geben keine vier Dollar für saure Erdbeeren aus, nur weil sie so blöd waren, sie vorher nicht probiert zu haben. »Ist doch bloß ärgerlich, wenn man ein zweites Mal hinmuss!«, behauptet meine Mutter. »Ayyah, es hat keinen Sinn, sich über vier Dollar zu ärgern! Das sollte man möglichst vermeiden.« Aber Schweinefüße kann man nicht vorher probieren, denkt mein Vater, als er sie durch die transparente Plastiktüte betrachtet. Er muss sich auf das verlassen, was die Frau am Stand schreit. Er wird diese Schweinepfoten seiner Schwester bringen, damit sie Brühe daraus kocht, und dann wird er die Brühe seiner Frau ins Krankenhaus bringen.

Er tritt hinaus auf den Bürgersteig und lässt die feuchten Gerüche des Markts hinter sich. Footscray ist der Vorort des verrückten Möbelbauers Franco Cozzo und seiner sagenhaften Erfolge, der Vorort, in dem Russell Crowe zu Ruhm und Ansehen gelangte, weil er sich den Kopf rasierte und auf ethnische Minderheiten eindrosch, kein Wunder also, dass die Bürgersteige nicht vergoldet sind, sondern bloß fleckenweise schwarz

glänzen, wo Kaugummiflatschen plattgelatscht wurden. »Nicht den süßen Gummi runterschlucken«, sagen die Mütter zu ihren Kindern. »Ausspucken. *Jetzt* ausspucken – ja, so ist es richtig, hier auf den Boden.« Oh, dieses wundersame neue Land, in dem Kinder Todesängste leiden, weil sie einen Wrigley's Spearmint verschluckt haben, und nicht, weil sie auf eine mit Munition gefüllte Kondensmilchbüchse getreten sind!

Darum ist es meinem Vater anfangs gleich, dass in der Blut-suppe, die in den dampfenden Schüsseln mit *Pho* Reisnudeln serviert wird, womöglich ein bisschen Urin ist oder dass er nicht gutt spleche die Englisch, oder dass man einige Gemüsesorten, die es in Vietnam gab, im Tatsing Supermarkt nicht bekommen kann. Dafür sieht er in diesem Vorort alte Weiblein herumhumpeln, mit runden, kartoffelbraunen Gesichtern über ihren wattierten Jacken. Die Rollen ihrer Einkaufswägelchen rattern vorbei, und sie befehlen den plappernden Kindern, ihren Kaugummi auszuspucken. Mein Vater betrachtet sie lächelnd und fragt sich, ob sein Erstgeborenes wohl ein Junge oder ein Mädchen wird. Er drückt auf den schwarzen Gummiknopf an der Ampel und denkt daran zurück, wie sie diese tickenden Pfähle zum ersten Mal gesehen haben.

★ ★ ★

ERSTER TEIL

Hier stehen sie alle an einer Straßenkreuzung, sorgsam am Bordstein aufgereiht, meine Großmutter, mein Vater, meine Mutter und meine Tante Que. Es ist frühmorgens, und sie grinsen alle so breit, dass man meinen könnte, sie hätten sich gestern Abend aus Platzgründen im Midway Migrant Hostel mit Kleiderbügeln im Mund zum Schlafen in den Schrank gehängt.

»Wah! Seht nur!«, ruft meine Großmutter immer wieder, während sie in feinstem Zwirn durch die Straße schlendern – frisch eingetroffenen Exklusivitäten aus dem Saint-Vincent-Laden. Den dicken Bauch meiner Mutter bedeckt eine weite Polyesterbluse mit lila Stiefmütterchen, und dazu trägt sie niedrige weiße Pumps, sorgfältig mit pinkfarbenen Adidas-Hosen kombiniert. Tante Que schreitet in einem braunen Kleid und einer Jacke für fünfzig Cent einher, mit echtem Pelz am Kragen und echten Mottenkugeln in den Taschen. Hinter ihr folgt mein Vater in einer flotten Jeans mit Schlag und braunen Plastikflipflops. Er trägt ein Hemd mit breitem Kragen, dessen Spitzen wie Pfeile auf die Frauen rechts und links neben

ihm zeigen. Hallo, alle mal hersehen, da meine tolle Schwester und da meine wunderbare Frau. Und den Schluss bildet meine Großmutter, die in einem selbst genähten, hellblauen, pyjama-ähnlichen Baumwollanzug einhertappt. Oben auf ihrem Kopf sitzt eine Sonnenbrille – ein zweites Paar Augen, das gen Himmel schaut und Buddhas Segen für Saint Vincent erbittet, weil er ihre Familie so prächtig eingekleidet hat.

»Wah!«, ruft meine Mutter noch einmal und zeigt auf einen alten Mann, der an einem Pfosten auf einen weichen Knopf aus schwarzem Gummi drückt. Der Rest der Gang dreht sich um. »Die Autos haben für den Alten da angehalten!«, ruft meine Großmutter. Tick-tick-tick-tick-tick-tick-tick macht die Ampel, und als das grüne Männchen aufleuchtet, wirft der alte Mann der Truppe, die auf ihn zeigt, einen misstrauischen Blick zu und humpelt dann schnell zur anderen Straßenseite.

»Wah!«, ruft meine Großmutter. »Seht mal da drüben! Auf der anderen Seite! Die Autos haben sogar für die kleinen Mädchen angehalten!« Zwei gelangweilte Zehnjährige in gebauschten, an den Gummibund ihrer neongrünen Radlerhosen genähten Ballonröcken überqueren die Straße und verziehen dabei den Asphalt mit pastellfarbenen Tropfen von ihren schmelzenden Eiswaffeln.

Mein Vater bleibt an dem gelben Pfosten stehen und drückt noch einmal auf den kleinen Gummiknopf. »Das kann selbst Mutter! Guckt, ich mache es noch einmal! Aber bitte glotzt nicht so wie Bauern aus Guangzhou, wenn es geht.« Meine Großmutter ignoriert seinen Kommentar und schaut zur Ampel hinauf. »Wir warten, bis der Mao-Tse-tung-Mann verschwindet, dann gehen wir los«, befiehlt sie. »Er hält alles an.« Sie hat das

System verstanden. Als das rote Männchen verschwindet und das grüne wieder erscheint, hoppelt die Truppe im Takt zur tickenden Ampel über die Straße.

Dort, wo mein Vater herkommt, hatten Autos die Vorfahrt und nicht Menschen. Um in Kambodscha ein Auto zu besitzen, musste man reich sein. Und wenn man Geld hatte, bedeutete das, dass man so schnell fahren konnte, wie man wollte. Wenn jemand die Landstraße entlangraste und dabei aus Versehen einen Bauern umfuhr, suchte er besser schnell das Weite, weil er sonst riskierte, dass das ganze Dorf mit Hacken auf ihn losging. Das grüne Ampelmännchen war das hehre Symbol eines Staates, der es sich zur Aufgabe machte, dem Volk zu dienen und es zu beschützen. Und jedes Land, das kleine grüne Ampelmännchen hatte, war gütig und unvorstellbar wohlhabend.

★ ★ ★

Wah, in diesem neuen Land scheint den Leuten so vieles selbstverständlich zu sein! Es ist ein Land, in dem sich niemand bewegt, als müsste er sich verstecken. Aus dem obersten Stockwerk des Rialto-Gebäudes sehen meine Eltern, dass die Menschen unten anders gehen, und zwar nicht nur wegen der Hitze. Sie müssen nicht befürchten, dass ihnen eine Bombe auf den Kopf fällt. Hier pinkelt keiner auf die Straße, außer natürlich in einigen ausgesuchten Stadtvierteln. Hier gibt es keine Leprakranken. Keine wie schwarze Ameisen gekleidete Soldaten wie die Roten Khmer, die die Bewohner der City zum Massen-Exodus nach Wangaratta zwingen. Die meisten Menschen hier haben noch nicht einmal von Bruder Nummer Eins

im sozialistischen Kambodscha gehört, in ihren ungeübten Ohren klingt sein Name wie ein osteuropäisches Eintopfgericht: »Möchten Sie ein wenig Pol Pot? Aus hundert Prozent frisch gemahlenem Leiden.«

Hier ist alles so süß, und die Flüchtlinge im Midway Migrant Hilton hamstern Zucker, Marmelade und Honig vom Frühstücksbuffet. Sie sind so sehr daran gewöhnt, dass alles nur in begrenzten Mengen vorhanden und unwiederbringlich verloren ist, wenn man nicht schnell genug zugreift, dass sie ganz verwirrt sind, als am nächsten Morgen Nachschub auftaucht. Also stopfen sie sich auch diesen wieder in die Taschen, für alle Fälle. Wochen später kommt immer noch täglich Nachschub. Die neuen Flüchtlinge lernen, langsamer zu essen, und dass man ihnen das Essen nicht wegnimmt und ihre Schüsseln nicht wegwinkt. Sie lernen, dass hier niemand verhungert.

Deswegen ertönt am Anfang oft erstauntes »Wah«, und als mein Vater nach Hause kommt und die Tüte mit den Schweinepfoten schwenkt, bekommt er gleich das Nächste zu hören: »Wah! Sieh nur, das Wasser aus dem Hahn!«, ruft meine Großmutter und reicht ihm eine dampfende Tasse. »So sauber und heiß, dass man Kaffee damit machen könnte!« Als sie mit meiner Mutter zur Blutuntersuchung im Western General Hospital gehen, sind die geteerten Straßen Anlass zum Staunen. »Wah! So schwarz und glitzernd wie der Nachthimmel! Plattgewalzt von Maschinen, nicht von Menschen, die Steine ziehen!« Als sie mit der Straßenbahn fahren, um die australische Staatsbürgerschaft zu beantragen, erfreut sich mein Vater am ordentlichen Stadtbild und sagt stolz sämtliche Straßennamen auf, die er bereits auswendig kann, so dass er sich auch gleich bestens

mit der Monarchie dieses Kolonialstaats auskennt: »King Street, William Street, Queen Street, Elizabeth Street.«

Meine Eltern werden zu Pionieren, die sich in einem neuen Land zurechtfinden. Zwar haben sie zu Fuß drei asiatische Länder durchreist, aber auf Rolltreppen sind sie nicht gefasst. »Los, komm runter!«, drängt der Rest der Familie meine Mutter. Doch sie steht wie angewurzelt oben und versperrt allen anderen hinter sich den Weg. Sie starrt hinunter zu ihrem Mann, ihrer Schwiegermutter und ihrer Schwägerin, die alle schon unten angekommen sind. »Aaahh. Ich habe Angst!« Schließlich betritt mein Vater die Treppe nach oben und sein Grinsen wird immer breiter, je mehr er sich dem oberen Ende nähert, wie ein langsamer Zoom in einem billigen chinesischen Film. »Einfach zwischen die gelben Striche treten«, sagt er. »Komm schon, du bist doch hochgefahren, also kannst du auch runterfahren! Jippie, wah, was für ein Spaß!« Auf und ab, auf und ab geht es auf den Rolltreppen im Highpoint Shopping Centre – ein 32-jähriger Mann, seine im achten Monat schwangere Frau, seine 27-jährige Schwester und die alte asiatische Großmutter im lila Wollpyjama. Jede Fahrt ist nur ein kleiner Schritt für einen Australier, aber ein riesiger Sprung für einen Wah-Sager.

Als meine Mutter zum ersten Mal einen Sims Supermarkt betritt und zum ersten Mal sieht, mit welcher Unbekümmertheit die Menschen ihre Einkaufswagen vollladen, stößt sie vor Staunen ein langes, gedehntes »Waaahh« aus. Es hätte sie nicht gewundert, wenn das Baby an Ort und Stelle herausgekommen wäre. In diesem gigantischen Warenlager wären selbst den wohlhabendsten Familien in Phnom Penh die Augen

übergegangen! So blitzblank und sauber! So wunderschönes Essen! So hübsche Verpackungen! Alles in so hohen, tiefen Regalen, die Farben so strahlend und das Licht so hell, dass sie gar nicht weiß, wo sie hingucken soll. Tante Que knufft sie in die Seite: »Hey, hör auf, wie ein Bauer zu glotzen!«

»Wah, soll das heißen, dass *jeder* in dieses große Lebensmittellager kommen kann?«, fragt meine Ma ehrfürchtig.

»Natürlich.« Tante Que ist schon zum zweiten Mal hier. »Siehst du den dicken Mann da, bei dem man die Poritze über den Shorts sehen kann? Siehst du da die kleinen Kinder ohne Socken? Jeder!« Selbst der ungepflegte Herumlungerer mit Flipflops dort kann seinen Wagen mit diesen Schätzen füllen, ohne vorher rechnen zu müssen, weil alles so billig ist.

Während meine Mutter staunend durch die Gänge streift, geht ihr durch den Kopf, dass sie die Erste in ihrer Familie ist, die diese Wunder zu sehen bekommt. Sie denkt an die, die sie in Vietnam zurückgelassen hat. Sie sieht ihren Vater, wie er auf dem Fußboden im Kloster schläft, und ihre Mutter, wie sie auf dem Markt *bancao* verkauft. Ihre unterernährten Schwestern unter dem Wasserhahn draußen, wie ihnen das Seifenpulver aus den Haaren tropft. Sie denkt an ihre Lieben daheim, die noch im Lager auf die Bearbeitung warten – im Gegensatz zu dem Fleisch, das hier fix und fertig in Stapeln zu je zwölf Dosen im Regal steht.

»Fünzig Cent!«, ruft meine Tante Que. »Guck mal, Kien!«

»Ja«, sagt meine Mutter. »So billig, was? Und so hübsch eingepackt.« In Kambodscha war auf dem Etikett jeder Lebensmittelkonserve irgendein Glückstier abgebildet. »Glückslöwen«-Chilisoße. »Glückskaninchen«-Bonbons. »Goldstern Glücks-

drachen«-Nudeln. Meine Mutter sieht meine Tante Que an, die eine Dose in der Hand hält und langsam dreht und dreht und dreht, und sie weiß, dass auch meine Tante an die Dosen von zu Hause denkt.

»Was meinst du, Junge Tante?«, fragt meine Mutter schließlich. »Sollen wir welche kaufen?«

»Ja, lass uns welche kaufen«, beschließt Tante Que. »Die sind so billig!«

Als sie wieder in unserem gemieteten Holzhaus sind, schneidet meine Mutter das Fleisch klein und macht ein leckeres Pfannengericht daraus. »Das riecht aber gut«, haucht meine Tante, als sie das Essen auf einen großen Teller schaufelt. Meine Mutter muss unwillkürlich vor Stolz grinsen. Erst später, als sie die Fernsehreklame sehen, begreifen meine Verwandten, für wen – oder genauer gesagt, was – das Fleisch gedacht ist.

Später am gleichen Abend liegen meine Mutter und mein Vater in dem Bett, das den gesamten kleinen Lagerraum ausfüllt, in dem sie schlafen, und denken über ihre gefüllten Mägen nach. »Wah, wer hätte gedacht, dass so gutes Fleisch an Hunde verfüttert wird? Was für ein Glück, in diesem Land ein Hund zu sein!« Meine Mutter legt die Hand auf ihren dicken Bauch und lächelt. Gut, oh gut, denkt sie. Ihr Baby wird mit jeder Menge Frolic in sich geboren. Erstklassiges Futter.

★ ★ ★

»Dein Vater hat im Krankenhaus fast einen Herzschlag bekommen, als du geboren wurdest«, erzählte mir meine Mutter später. »Er hat im Migrant Hostel gerade für neue kambodschanische

Einwanderer vom Land gedolmetscht, denen er erklären sollte, dass ihnen deswegen morgens so kalt war, weil sie eigentlich *unter* den Laken schlafen sollten. Als sie ankamen, waren ihre Betten so ordentlich gemacht, dass die Flüchtlinge glaubten, man schlafe *auf* den Laken. Sie hatten Angst, die sorgfältig untergesteckten Decken zu verwühlen. Keiner von ihnen wollte wieder ins Flugzeug gesteckt werden.

Dein Vater versuchte gerade, ihnen zu erklären, dass man getrost *in* den Betten schlafen könne, als man ihm mitteilte, er werde im Krankenhaus gebraucht. Es musste etwas mit mir sein, dachte er. Warum sonst sollte ein Krankenhaus ihn *brauchen*? Am liebsten hätte er für alle Fälle seine Akupunkturnadeln mitgenommen, aber dafür war keine Zeit. Erst im Krankenhaus wurde ihm klar, dass die Ärzte nichts weiter wollten, als dass er dabei war, wenn das Kind kam!« In Kambodscha saßen die Ehemänner normalerweise auf einem Stuhl vor dem Raum, in dem das Baby geboren wurde, bis sie ein Rabbäh hörten und wussten, dass der blutige Teil überstanden war und sie nun erfahren würden, ob das Kind die ersehnten Anhängsel hatte oder nicht.

Als meine Mutter aufwacht, fallen ihr die weißen Wände, das saubere Zimmer und die pastellfarbenen Vorhänge auf. Wie ein ganz normales Schlafzimmer, denkt sie schläfrig, keine Spur von Blut, kein Geruch nach saurem Fleisch. Auf dem Tablett vor ihr stehen Schälchen mit grüner und roter Götterspeise und kleine Pappbecher mit Vanilleeis. Sie glaubt, die leckeren Sachen wären ein Geschenk vom Krankenhaus zur Feier der Geburt. Ich habe das runzeligste Walnussgesicht, das sie je gesehen hat, und an meinem Kopf klebt ein Schopf schwarzer Haare, der an die Beatles in den frühen Sechzigern erinnert. Das

werden die Krankenschwestern nie vergessen: »So viele Haare, fast wie ein Helm!«, staunen sie. »Das ist das erste chinesische Baby, das wir je gesehen haben, und es hatte gleich so volles Haar!« Ich weine und weine und weine: offensichtlich ist mir meine tolle Topffrisur kein besonderer Trost. Meine Mutter weiß nicht, was sie mit diesem winzigen Wesen mit dem brüllenden Loch im Gesicht machen soll – sie war daran gewöhnt gewesen, mich friedlich zusammengerollt in ihrem Bauch zu haben, zufrieden mit jeder Flüssignahrung, die sie durch die Nabelschnur schickte. Und jetzt will ich nicht mal ihre Milch. Schließlich verabreicht sie mir, damit ich ruhig bin, einen mit Kondensmilch gesüßten Löffel Kaffee. Erst dann kann sie die Augen schließen und endlich wieder schlafen.

★ ★ ★

»Hast du schon einen richtigen Namen für das Baby gefunden?«, fragt meine Großmutter ihren Sohn. Sie empfindet nur Verachtung für Eltern, die ihren Kindern keine chinesischen Namen geben. Glaubten die denn wirklich, neue, kalkweiße Namen würden die Augen der Außenwelt dafür öffnen, dass die gelbe Rose genauso schön ist wie die weiße Iris?

»Aber ja«, sagt mein Vater. »Und nicht bloß Strahlender Diamant oder Blühende Orchidee – so heißt ja jedes zweite Mädchen!« Er hält ein kleines Buch hoch, auf dessen Umschlag außergewöhnlich schöne lächelnde Menschen aller Hautfarben die Köpfe stocksteifer Tiere tätscheln: Rinder, Lämmer und sogar ein oder zwei Löwen. Die chinesischen Schriftzeichen auf dem Umschlag bedeuten *Die gute Nachricht für dich*. Er hat

das Buch von freundlichen Weißen geschenkt bekommen, und es verspricht das Ende aller Leiden.

»Gute Nachricht.«

»Gute Nachricht?« Meine Großmutter klingt konsterniert.

»Ja, Gute Nachricht!«, erwidert mein Vater, weil hier das Paradies ist und sein Baby darin geboren wurde.

Nun muss mein Vater noch einen englischen Namen finden, weil seine Tochter einen Namen braucht, den die Scharen ihrer künftigen weißgesichtigen Freundinnen sich merken können, aber es darf keiner sein, in den sie nicht auch hineinwachsen kann. Sein Neffe François ist ungefähr so französisch wie ein französisches Bett oder ein französisches Frühstück, und seine Nichte Candy klingt nach einem klebrigen Sahnebonbon, das einem hinten im Hals stecken bleibt – zu zäh, um es zu zerkauen, und sperrig im Mund, wenn man es herauswürgt.

Die meisten Eltern gehen auf Nummer Sicher und halten sich an die Liste im Namensbuch aus dem Krankenhaus. Aber neben den Lin-dahs und Day-vids dieser Welt finden sich auch Namen mit tieferer Bedeutung. Auf der anderen Straßenseite zum Beispiel wohnt ein Junge, der Ao heißt – nach der ersten Hälfte des kantonesischen Wortes für Australien. Im New Star Supermarkt arbeiten ein chinesischer Junge, der Freedom heißt, und ein vietnamesisches Mädchen, das Visa heißt. Und Richard hat seinen Namen, weil es das Wörtchen »rich« enthält – reich. Dass Sky eines Tages in einer Bank arbeiten wird, während Mercedes in der elterlichen Fabrik Bilderrahmen produziert und Liberty mit achtzehn heiratet und mit dreißig bereits vierfache Mutter ist, macht nichts. Wie es auch nichts macht, dass einige ihrer Spielkameraden von den Eltern zu sol-

chem Ehrgeiz angetrieben werden, dass ihnen ganz schwindelig wird. Day-vid ist inzwischen tagsüber Herzchirurg und abends Konzertviolinist, und Lin-dah hat einen wunderschönen zweigeschossigen Klinkerbungalow *und* eine Zahnarztpraxis über dem Juweliergeschäft ihrer Eltern. Es macht nichts, denn als Kinder wissen wir noch nicht, dass Lin-dah, die ursprünglich Linh hieß, und Day-vid, der ursprünglich Duong hieß, eines Tages in die angesagtesten Ferienorte jetten werden – von ihren üppigen Doppelverdienergehältern – und dass sie mit echten Visakarten bezahlen und einen echten Mercedes fahren werden. Es macht nichts, denn fürs Erste sind sie diejenigen mit den banalen Namen, die keiner aussprechen kann, und wir sind die mit den besonderen Namen. Wir sind die Kinder, denen die Erwachsenen zulächeln, die Weißen und das künftige Glück.

Mein Vater erinnert sich an eine Geschichte aus England, die er als Junge gelesen hat und die von einem Mädchen handelt, das sich in einem Zauberland wiederfindet. Und jetzt hat er eine Tochter, die hier in diesem Wunderland aufwachsen und Dinge wie Sicherheit, Überfluss, Demokratie und das kleine grüne Ampelmännchen für selbstverständlich halten wird. Sie wird ohne Hungersnöte großwerden. Sie wird auf die Große Schule gehen und alles lernen, was sie möchte. Und dann wird sie an der Universität studieren und natürlich Anwältin werden und Day-vid, den Herzchirurgen, heiraten. »Dieses Mädchen wird ein gutes Leben haben«, sagt meine Großmutter. »Sieh sie dir an, wie sie den Reisbrei wegschiebt! Welches Kind unter Pol Pot hätte sich den Luxus leisten können, Essen zu verweigern, vor allem wenn seine Mutter es schon so sorgsam im Mund hat abkühlen lassen. Ja, dieses Mädchen wird wirklich ein gutes Leben haben!«